

(Nachdruck verboten.)

19]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gese.

„Man sieht da wie ein Klotz, da kommen in vollem Galopp Kosaken auf einen losgesaut. Dann geht's durch und durch! Versuch's mal — drück Dich seitwärts; kommt sogleich Order: „Der Hauptmann so und so hat schwache Nerven. Mag er wissen, daß niemand ihn im Dienste hält.“

„War ein schlauer Alter,“ sagte Wetkin. „Im Regiment K. machte er folgenden Scherz: Er führte die Kotte in eine große Pfütze und befahl dem Kottenkommandeur: „Hinlegen!“ Der sträubt sich ein wenig, kommandiert aber: „Hinlegen!“ Die Soldaten werden konfus, denken, sie haben nicht richtig gehört. Der General aber pugt in Anwesenheit der Mannschaft den Kommandeur herunter: „Wie führen Sie Ihre Kotte! Die Faulenzer! Mutterföhnchen! Wenn die Kerls schon Angst haben, sich hier in die Pfütze zu legen, wie wollen Sie sie dann im Kriege unter feindlichem Feuer in einem Graben auf die Beine kriegen?! Sind ja keine Soldaten, sondern alte Weiber, und der Kommandeur — ist die Großmutter! Auf Hauptwache!“

„Starke Leistung!“ meinte Wetkin entzückt.

„Aber was nützt das? In Anwesenheit der Mannschaft den Kommandeur heruntermachen und dann von Disziplin reden! Wo, zum Teufel, soll da die Disziplin herkommen! Was aber nicht, Canaille, jemand zu schlagen! Ist eine „Persönlichkeit“, ist ein Mensch! — Nein, früher gab es keine Persönlichkeiten, man hat die Kerls geschunden wie das liebe Vieh, und wir haben doch Sewastopol und den italienischen Feldzug gehabt und all die anderen Affären. Man kann mich aus dem Dienst bringen; — wenn der Lämmel es aber verdient, so laufe ich mir ihn dennoch! Das ist das Wahre.“

„Soldaten schlagen ist ehrlos,“ erwiderte Romaschow, der bis dahin geschwiegen hatte, dumpf. „Man darf nicht einen Menschen schlagen, der nicht nur darauf nicht erwidern kann, sondern nicht einmal das Recht hat, die Hand vor das Gesicht zu halten, um sich vor den Schlägen zu schützen. Der nicht einmal wagt, den Kopf wegzuwenden. Das ist eine Schmach!“

Sljwa musterte Romaschow mit vernichtendem Blinzeln schief vom Kopf bis zu den Füßen, während er die Unterlippe unter dem kurzen, grauen Schnurrbart vorschob.

„Wa— as ist da— as?“ fragte er im Tone äußerster Verachtung gedehnt.

Romaschow erblaute. Es wurde ihm kalt in der Brust, im Leibe, und sein Herz schlug plötzlich im ganzen Körper.

„Ich sagte, das sei nicht hübsch . . . und wiederhole . . . das ist so,“ sagte er zusammenhanglos, aber hartnäckig.

„Nun sagen Sie, bitte!“ sang Sljwa mit feiner Stimme.

„Solch zarte Zungen wie Sie kennen wir schon; seien Sie nur ganz ruhig; in einem Jahr werden Sie, wenn Sie bis dahin nicht aus dem Regiment entfernt sind, die Kerls ebenfalls in die Schnauze schlagen. Und zwar lustig. Nicht weniger als ich!“

Romaschow blickte ihm voll Haß dicht in die Augen und sagte fast flüsternd:

„Wenn Sie die Leute schlagen, melde ich Sie beim Regimentskommandeur.“

„Wa— as?“ rief Sljwa drohend, schnappte aber sofort ab. „Genug mit dem Geschwätz,“ sagte er träge. „Sie, Unterleutnant, sind noch zu jung, um alte Schlachtoffiziere, die ihrem Kaiser fünfundzwanzig Jahre ehrenvoll gedient haben, belehren zu können. Bitte die Herren Offiziere in die Kottenschule.“ schloß er böse.

Dann wandte er den Offizieren kurz den Rücken.

„Machte Ihnen das Vergnügen, sich da einzumischen?“ begann Wetkin begütigend, während er neben Romaschow herging. „Sie sehen selbst, daß dieser Sljwa (dieser Pflaume) nicht zu den süßen gehört. Sie kennen ihn noch nicht so wie ich. Er sagt Ihnen Dinge, daß Sie nicht mehr aus noch ein wissen. Und wenn Sie widersprechen — so verbirmt er Sie in Arrest.“

„Ja, sagen Sie, Pawel Pawlitsch, das ist ja kein Dienst mehr, das ist — der reine Fanatismus!“ rief Romaschow mit Tränen des Zorns und der Scham in der Stimme. „Diese alten Hammel machen sich über uns lustig! Sie tragen absichtlich in den Verkehr zwischen Offizieren einen rohen Ton, Zynismus und ekelhaften Militarismus hinein.“

„Nun ja, das ist richtig,“ bestätigte Wetkin gleichgültig. Romaschow aber stieß eifrig fort:

„Wer braucht oder wozu dient denn dieses Säinden, Schimpfen und grobe Schreien? Ach, als ich Offizier wurde, habe ich das ganz und gar nicht zu finden erwartet. Ich werde nie den ersten Eindruck vergessen. Ich war erst drei Tage im Regiment, als mich der rohe Artschafowski heruntermachte. Ich nannte ihn im Kasino „Leutnant“, weil er mich „Unterleutnant“ nannte. Da schrie er mich, obgleich er neben mir saß und wir zusammen Bier tranken, brüllend an: „Erstens bin ich für Sie nicht Leutnant, sondern Herr Leutnant, und zweitens . . . stehen Sie gefälligst auf, wenn ein rangälterer Offizier Ihnen eine Bemerkung macht!“ Und ich stand auf und stand da wie angespien, bis Oberleutnant Vech sich ins Mittel legte. Nein, nein, sagen Sie nichts, Pawel Pawlowitsch, ich habe den ganzen Dienst bis zum Ueberdruß satt! . . .“

11.

In der Kottenschule war Instruktionsstunde. In einem engen Zimmer saßen auf Bänken, die in einem Viereck zusammengestellt waren, mit Front nach der Mitte, die Mannschaften der dritten Korporalschaft. Inmitten dieses Vierecks ging der Gefreite Sjerofchtan auf und ab. Neben an in ebensolchem Viereck ging ein anderer, Unteroffizier Schapowalenko ebenso auf und ab.

„Bondarenko!“ rief Sjerofchtan mit lautstimmender Stimme.

Bondarenko stieß sich mit beiden Füßen vom Boden ab und sprang schnell und gerade hoch, wie eine Holzpuppe aus dem Kasten.

„Bondarenko, wenn Du zum Beispiel mit Gewehr in der Front stehst und ein Vorgesetzter kommt zu Dir und fragt: „Was hast Du da in der Hand, Bondarenko?“ — Was mußt Du dann antworten?“

„Ein Gewehr, Onkelchen?“ mutmaßte Bondarenko.

„Du faßest. Was heißt Gewehr! Sag' doch lieber ganz ländlich: Kuhfuß! Zu Hause war das ein Gewehr, im Dienst aber heißt es einfach: ein Kleinkalibriges Infanterieschnellfeuer-gewehr System Verdan II mit drehbarem Weisverschuß. Wiederhol' das, Hundesohn!“

Bondarenko leiert geschwind die Worte herunter, die er natürlich schon vorher wußte.

„Seh' Dich!“ kommandiert Sjerofchtan gnädig. „Und wozu ist es Dir gegeben? Auf diese Frage antwortet mir . . .“

— Er überslog mit strengen Blicken der Reihe nach alle Untergebenen — „Schewtschuk!“ Schewtschuk steht mit mürrischem Gesichte auf und antwortet in dumpfem Baß langsam durch die Nase und die Worte so abbreißend, als wenn er Punkte dazwischen setzt:

„Es ist mir dazu gegeben. Damit ich in Friedenszeiten mit ihm Griffe üben. Und in Kriegzeiten Thron und Vaterland vor Feinden verteidige.“ Er schwieg einen Augenblick, rieb sich die Nase und setzte finster hinzu: „Sowohl vor inneren wie vor äußeren.“

„Richtig, Du weißt gut Bescheid, Schewtschuk, spricht aber zu langsam. Ein Soldat muß Fröhlichkeit in sich spüren wie ein Adler. Seh' Dich. Jetzt, Dwetshkin: Wen nennen wir äußere Feinde?“

Dwetshkin, ein gewandter Bursche aus Orel, aus dessen Stimme die süßliche, flinke Beredsamkeit eines früheren kleinen Ledendiener's Hang, antwortete schnell und elegant, indem er sich vor Entzünden fast verschluckte:

„Äußere Feinde nennen wir alle die Staaten, mit denen wir Krieg führen können. Franzosen, Deutsche, A t t a liäner, Türken, S e u r o p ä e r . . .“

„Wart!“ unterbrach ihn Sjerofchtan, „das steht schon nicht mehr im Reglement. Seh' Dich, Dwetshkin. Jetzt sagt mir . . . Archipow! Wen nennen wir innere Feinde?“

Die letzten zwei Worte brachte er besonders laut und

gewichtig heraus, indem er sie gleichsam unterstrich, und warf einen bedeutsamen Blick in der Richtung des Freiwilligen Martusjoh.

Der plumpe, podennarbige Archipow schwieg hartnäckig und blickte zum Fenster der Rottenschule hinaus. Außer dem Dienste ein tüchtiger, verständiger und geschickter Bursche, benahm er sich in der Instruktionsstunde geradezu wie ein Idiot. Augencheinlich kam es daher, daß sein gesunder Menschenverstand, der gewohnt war, die einfachen, klaren Erklärungen seiner ländlichen Umgebung zu beobachten und zu überdenken, auf keine Weise den Zusammenhang zwischen den ihm erteilten Instruktionen und dem wirklichen Leben herausbringen konnte. Deshalb konnte er zum größten Erstaunen und zur Unzufriedenheit seines Korporalschaftsführers die allereinfachsten Dinge auf keine Weise begreifen.

„Nu—un! Glaubst Du, ich werde noch lange warten, bis Du fertig bist?“ Sjerofschtan wurde böse.

„Innere Feinde . . . Feinde!“

„Weißt nicht?“ rief Sjerofschtan drohend und wollte auf Archipow losstürzen; nach einem schiefen Blick auf den Offizier aber schüttelte er nur den Kopf und warf Archipow fürchterliche Blicke zu. „Nun, höre, innere Feinde nennen wir alle, die sich gegen das Gesetz auflehnen. Zum Beispiel wen? . . .“ begegnete er dem forschenden Blicke Dwetjshins. „Sag' Du das, Dwetjshin.“

Dwetjshin sprang auf und schrie fröhlich:

„Als Aufwiegler, Studenten, Pferdediebe, Juden und Polen!“

Nebenan war Schapowalenko mit seinem Zuge beschäftigt. Zwischen den Bänken auf und ab gehend, stellte er mit dünner Singstimme Fragen aus dem Soldatenteachismus, den er in der Hand hielt.

„Soltys, was ist ein Posten?“

Soltys, ein Litauer, schreit, die Augen vor Schmerz weit aufreißend:

„Ein Posten ist eine unverletzliche Person!“

„Nun ja, aber weiter?“

„Ein Posten ist ein Soldat, der mit dem Gewehr im Arm auf einen Posten gestellt wird.“

„Richtig. Ich sehe, Soltys, daß Du Dir schon Mühe gibst. Aber wozu wirfst Du auf Posten gestellt, Pachorukow?“

„Um nicht zu schlafen, nicht zu träumen, nicht zu rauchen und von niemand irgend welche Gegenstände und Geschenke anzunehmen.“

„Und die Ehrenbezeugung?“

„Und um vorübergehenden Offizieren die vorgeschriebene Ehrenbezeugung zu erweisen.“

„Gut. Setz' Dich.“

Schapowalenko hatte schon längst das ironische Lächeln des Freiwilligen Jofin bemerkt und rief deswegen mit besonderer Strenge:

„Freiwilliger! Wer steht denn so auf? Wenn ein Vorgesetzter fragt, muß man hochschnellen wie eine Feder. Was ist eine Fahne?“

Der Freiwillige Jofin mit dem Universitätsabzeichen auf der Brust steht in achtungsvoller Haltung vor dem Unteroffizier, aber seine jungen grauen Augen blitzen in fröhlichem Spott. „Eine Fahne ist ein heiliges militärisches Panier, unter dem . . .“

„Falsch!“ unterbricht Schapowalenko ihn böse und schlägt mit dem Katechismus auf die flache Hand.

„Nein, ich sage es richtig,“ sagt Jofin hartnäckig, aber ruhig.

„Wa—as!? Wenn ein Vorgesetzter nein sagt, so heißt das: Nein!“

„Sehen Sie selbst in der Instruktion nach.“

„Als Unteroffizier ferne ich die Instruktion besser als Sie. Nun sag' einer! Jeder Freiwillige macht solche Fäden! Vielleicht gehe ich selbst noch mal zur Instruktion auf die Junterschule? Woher wissen Sie denn das? Was ist denn das: Banner? Banner heißt es! Aber nicht Vannier. Ein heiliges, militärisches Bild, wie ein Heiligenbild!“

„Schapowalenko, erreg' Dich nicht,“ mischte sich Romaschow ein. „Zahr' fort.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ richtete sich Schapowalenko auf. „Nur gestatten Herr Leutnant — dieser Freiwillige will immer alles besser wissen.“

„Gut, gut, weiter!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant . . . Chlebnikow, wer ist unser Korpskommandant?“

Chlebnikow sah ihn fassungslos an. Aus seinem weitgeöffneten Munde dringt, wie bei einem heiseren Raben, nur ein zischender Ton:

„Munter, munter!“ schreit der Unteroffizier ihn wütend an.

„Seine . . .“

„Nun? Seine . . . Nun, wie weiter?“

Romaschow, der sich in diesem Augenblick zur Seite wandte, hörte, wie Schapowalenko mit gedämpfter Stimme heiser hinzusetzte:

„Wart' Du, ich werd' Dir nach der Instruktionsstunde über's Maul fahren!“ Und als Romaschow sich in diesem Augenblick zu ihm umwandte, sagte er laut und gleichgültig:

„Seine Exzellenz . . . Nun, was, Chlebnikow, weiter . . .“

„Seine . . . Infanterie . . . Leutnant,“ murmelte Chlebnikow erschreckt und abgerissen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Rätsel der Buchführung.

Von Max Wittrich.

1. Vor dem Ausgehen.

Der Mann: „Himmel noch mal! Bist Du nun endlich so weit? Sonst kommen wir an, wenn die Gesellschaft zu Ende ist!“

Die Frau: „Ja doch! Die Wirtschaft will auch besorgt sein. Der dumme Milchjunge ärgert mich schon monatelang mit seinen Abrechnungen. Niemals stimmt die Geschichte. Jetzt habe ich aber einen ganzen Monat hindurch selber in ein eigenes Buch eingetragen, wieviel Milch wir jeden Mittag von ihm genommen haben. Ich habe nur noch schnell die letzten vier Tage nachzutragen. Na, das weiß ich auswendig, wieviel Milch wir da gehabt haben. Morgen wird er das Geld holen.“

Marie! Hier ist das Buch und da ist Geld, 20 Mark! Lassen Sie wechseln, wenn der Junge morgen kommt und ich noch schlafen sollte, was möglich ist, wenn wir spät heimkommen. Aber nicht ein Pfennig wird mehr bezahlt als eingeschrieben ist; verstehen Sie?“

Der Mann: „Das ist aber wirklich zum Verzweifeln, Dein vieles Reden!“

Die Frau: „Einmal muß Ordnung in die Wirtschaft kommen. Der Zustand bisher war auch zum Verzweifeln!“

Der Mann: „Gut — ich will gleichfalls Ordnung! Nun ist aber alles eingetragen und weitere Worte sind überflüssig. Marie, rechnen Sie nun zusammen, geben Sie dem Jungen morgen das Geld, und Du komm' jetzt, Klärchen!“

Die Frau (zum Mädchen): „Besorgen Sie auch sonst alles gut!“

Der Mann: „Ja, ja, als ob nicht täglich alles besorgt würde! (Plötzlich von der Erregung überwältigt.) Jetzt ist endgültig Schluß der Debatte! Sonst schläft der Kutscher noch draußen auf der Straße ein, wenn er nicht etwa schon ausgeschmarzt hat.“ (Weide ab.)

2. Am folgenden Nachmittage.

Marie (setzt das Kaffeegeschirr auf den Tisch und will wieder gehen).

Die Frau: „Marie, einen Augenblick! Haben Sie heute früh bezahlt?“

Marie: „Natürlich, gnädige Frau!“

Die Frau: „Na, und? Muß ich erst wieder zum foundsovielten Male das andere Geld zurückverlangen? Sie sollen mir doch sofort mit der Quittung den Rest bringen!“

Marie: „Gleich, gnädige Frau!“ (Kurze Zeit ab. Bringt mit einem Kontobüchlein 15 Mark.)

Die Frau: „Was denn? 15 Mark? Das stimmt nicht! So viel haben wir doch nicht gehabt!“

Marie: „Ich habe zusammengerechnet und es ist genau nach Ihrem Buche bezahlt, gnädige Frau!“

Die Frau: „Dann haben Sie eben falsch zusammengerechnet! Ich habe mir die Rechnung gestern und vorher auch noch schnell im Kopf gemacht! So und so viel mal 1½ Liter, und so und so viel mal nur ein halber Liter — das ist wahrhaftig leicht zu rechnen! Haben Sie ihm diesmal wieder nicht unser Buch gezeigt? Wozu habe ich denn sonst abermals eines gekauft? Hoffentlich ist das nicht auch schon wieder verloren gegangen! Sie haben ihm das Geld doch nicht etwa nur nach seiner Aufstellung gegeben?“

Marie: „Nur nach unserem Buch! Er hatte gar kein Verzeichnis mit!“

Die Frau (springt erregt auf): „Ihr habt mir wieder was zusammengerechnet! Irgend einen Wäddinn habt Ihr zusammengemischt! Können Ihr noch nicht zählen?“

Der Mann: „Klärchen! Klärchen! Nicht so aufgeregt!“

Die Frau: „Ach, wenn man trotz jeglicher Mühe, mit den Leuten gut auszukommen, immer wieder betrogen wird!“

Marie: „Ich — ich soll jemand betrogen haben? Das hat mir noch kein Mensch gesagt!“

Die Frau: „Wer hat denn Sie beschuldigt?“

Das Mädchen (heult, dann entschlossen): „Ich habe dem Jungen nur gegeben, was aufgeschrieben ist. Wenn ich gehen soll zum Ersten, so brauchen Sie mir das nur zu sagen. Ich verstehe meine Arbeit und kriege jeden Tag einen anderen Dienst. Da brauche ich mich nicht immer um die paar Taler zu ärgern!“ (Ab.)

Der Mann: „Weißt Du denn bestimmt —“

Die Frau: „Weißt Du denn? Weißt Du denn? Gewiß weiß ich! Schon im vorigen Monat hat das Frauenzimmer mehr bezahlt, und nachher war das alte Büchlein verschwunden.“

Der Mann: „Nun? Und diesmal hast Du ja die Aufschreiberei besorgt, und noch dazu in einem neuen Buch! Warum schaust Du denn nicht einfach nach? Drüben auf dem Büfett liegt ja die Unglücks-Schwarte!“ (Will selber danach greifen.)

Die Frau (kommt ihm zuvor, wirft einen Blick in das Kontobüchlein und schreit laut, wie gestochen, auf): „Was ist denn das? — Das Frauenzimmer hat ja sogar — nein, da steht mir ja der Verstand still: die ist ja sogar so frech, die Bücher zu fälschen!“

Der Mann (erschreckt): „Ach, Du wirfst Dich täuschen! Den Eindruck hat Marie auf mich nicht gemacht!“

Die Frau: „Natürlich! Wer wird auf Dich solchen Eindruck machen! Bei Dir sind alle Menschen unschuldige Lämmchen! Da hast Du ja gleich wieder so ein Muster-Exemplar! Sollte man das Frauenzimmer nicht sofort von der Polizei abholen und verhören lassen?“

Der Mann (faßt ihre Hand): „Klara, ich möchte Dir nochmals mehr Ruhe und Ueberlegung wünschen. Was soll hier die Polizei! Erst sieht man selber genauer zu und fragt!“

Die Frau: „Fragt! Fragt! Was willst denn Du noch fragen? Sehe ich denn nicht genug? Habe ich keine Augen mehr? Hier: siehst Du es nicht auch, was da steht?“

Der Mann: „Klar und deutlich sehe ich! Da steht, wie überall, anderthalb Liter.“

Die Frau: „Genügt Dir das nicht?“

Der Mann (sucht die Sache ins Späßige zu lenken): „O ja, ich brauche nicht mehr! Meine paar Tropfen Milch genügen mir vollauf!“

Die Frau: „Laß doch die einfältigen Späßchen! Ich meine natürlich, ob Dir der schriftliche Beweis nicht genügt, Dich über das Wesen dieser Fälscherin aufzuklären. Eine Verrügerin ist sie, eine Gaunerin erster Größe. Und da zeigt dieses Mädel noch so ein unschuldiges Gesicht! Da muß man ja wahrhaftig Angst kriegen! Die bekommt es fertig, kalten Blutes einen Mord abzutreiben! Trotzdem sie weiß, wie man jetzt hinterher ist, fälscht sie das Buch!“

Der Mann: „Das wäre allerdings ein sehr starkes Stück! Du hast wirklich und ganz bestimmt nicht alles geschrieben?“

Die Frau: „Nein, nein und nochmals nein! Ich lasse mich aufhängen, wenn ich das geschrieben habe!“

Der Mann (öffnet die Tür): „Marie, kommen Sie doch nochmals herein, bitte gleich!“

Die Frau: „Ja, Du mußt noch bitten! So eine —“

Der Mann: „Pst! Jetzt rede ich!“

Marie: „Haben Sie gerufen?“

Der Mann: „Natürlich! Sagen Sie: meine Frau behauptet, sie habe Ihnen das Buch nicht so übergeben, wie sie es heut zurück erhalten hat. Wenn Sie — ich will Sie ja gewiß nicht beschuldigen — aber Sie werden selber zugeben: die Sache ist doch gradezu räthelhaft mit dieser Buchführung — haben Sie denn keine Erklärung?“

Marie: „Ich kann weiter nichts sagen: ich habe bezahlt, was im Buche steht und was ich zusammengerechnet habe. Die gnädige Frau ist den ganzen Monat hindurch jeden Mittag selber in der Küche gewesen, als der Milchjunge kam.“

Die Frau: „Weil man sich um alles kümmern muß!“

Der Mann (sehr sanft): „Mädelchen, ich bitte Dich: so kommen wir zu keinem Ende! Es ist ohnehin zum Verrücktwerden mit dieser ewigen Milchgeschichte. So bleibe doch wenigstens bei der Sache!“

Die Frau: „Ich werde überhaupt gar nichts mehr sagen!“

Der Mann: „Also, Marie, Sie haben nichts in dem Buche geändert — etwa auf Angaben des Milchjungen? Und Sie haben ihm die neun Mark bis auf den letzten Pfennig gegeben?“

Marie: „So wahr ich hier sitze, gnädiger Herr! Sie dürfen ihn selber fragen. Ich lasse mir den Verdacht überhaupt nicht gefallen. Ich verlange, daß er morgen gefragt wird, und am Ersten verlange ich meine Entlassung!“ (Ab.)

Der Mann (ratlos): „Ich habe ein Geschäft mit mehreren Dukend Menschen, aber so eine räthelhafte Komödie wie Ihr mit Euerm bißchen Milch vollführt, das ist ja schrecklich! Und nun geht auch noch wieder ein neue Diensthofen-Suche an!“

Die Frau: „Das arme Fräulein Marie tut Dir natürlich fürchtbar leid! Die geht schon nicht unter!“

Der Mann: „Ich kann weiter nichts sagen als das: entweder ist das Mädchen eine abgefeimte Schwindlerin sondergleichen, oder hier liegt ein Räthsel vor, das zehn Weisse und zehn vereidigte Bücher-Sachverständige nicht lösen werden. Ich wenigstens sehe nicht die Spur eines Ausweges!“

Die Frau: „Ich bin unschuldig daran!“

Der Mann: „Ich weiß! Ich weiß! Und Marie ist ebenso unschuldig! Vielleicht bin ich sogar an der Geschichte schuldig!“

Die Frau: „Sage doch lieber gleich heraus: für Dich ist selbstverständlich das Mädchen die Unschuldige, und ich bin die Schuldige! Das kann ja bei Dir gar nicht anders sein! (Sie beginnt heftig zu schluchzen.) Eine unglücklichere Frau gibt es in der ganzen Welt nicht! Sterben möchte ich am liebsten!“

Der Mann: „Ach, Du bist ja —“

Die Frau (noch lauter weinend): „Sag's nur, sag's! Du würdest das natürlich gern sehen, wenn ich erst weg wäre! Damit Du Deine Unschuld aus der Küche —“

Der Mann: „Jetzt bist Du wirklich irre geworden!“

Die Frau (mit Geheul): „Er will mich fort haben! Aus dem Hause sollen sie mich holen, will er!“

Der Mann: „Wenn Du so tobst —“

Die Frau: „Aha! Töblich bin ich! Ich bin töblich!“

Der Mann (macht eine viertelstündige stumme Promenade durch das Zimmer und seufzt nur von Zeit zu Zeit zum Wimmern seiner Frau).

3. Knalleffekt und Tableau.

Das (achtjährige) Töchterchen (kommt aus der Schule heim): „Guten Tag — (bleibt verwundert vor den Eltern stehen) Was ist Dir denn, Mamachen?“

Die Frau (schluchzt): „Ach, mein liebes, liebes Kind!“

Der Mann: „Mutter fühlt sich nicht wohl, Kind!“

Die Frau: „Sie ist tob —“

Der Mann: „Mädelchen, laß das Kind mit den Dingen zufrieden!“

Das Kind (erhebt sich von der Mutter, schleicht ein paar mal unschlüssig durch das gewitterschwangere Zimmer, bleibt am Büfett stehen und blättert in dem Milch-Kontobüchlein): „Mamachen! Mamachen —!“

Der Mann (nach einer Weile, als seine Frau nicht antwortet): „Was willst Du denn, Kind?“

Das Kind: „Papa, darf ich immer in das Büchlein schreiben?“

Der Mann: „In das — in welches Büchlein? Was denn hineinschreiben?“

Das Kind: „Ach, ich schreibe immer dazu, was die Mama vergessen hat. Manchmal schreibt sie nur einhalb statt anderthalb, und da schreibe ich dann die Eins vor, damit alles stimmt. Auch gestern abend, als Marie draußen in der Küche war und die Milch gelocht hat für mich, habe ich's in dem Büchlein so gemacht und so viele Ter hinzugemacht, wie die Mama vergessen hat!“

Der Mann: } „Das hast Du — —?“

Die Frau: }

Das Kind (freudig): „Ja, das kann ich schon! So was mach' ich gernel . . .“

Kleines feuilleton.

h. Unser Blumenfenster im Herbst und Winter. Blumen am Fenster zu pflanzen, ist gewiß eine schöne Sitte, namentlich in der Großstadt; in der Beschäftigung mit der Pflanzenwelt liegt ein erzieherisches Mittel für die Jugend, und der Großstadtbewohner ist in dieser Beziehung ja zumeist auf das Blumenfenster angewiesen, da ein Garten nur in recht seltenen Fällen zur Verfügung steht. Und auch da, wo letzteres nicht zutrifft, ist der Pflanzenliebhaber im Winter auf das Blumenfenster beschränkt.

Im Sommer, wo die Pflanzen sich in Vegetation befinden, bereitet ihre Pflege am Fenster keine großen Schwierigkeiten, allein im Winter heißt es schon besser aufpassen, denn dann haben die meisten Zimmerpflanzen eine Ruhezeit. Am schwierigsten gestaltet sich die Pflanzenpflege jedoch in der Uebergangszeit von der Vegetation zur Ruhe, im Herbst. Viele Pflanzen gehen in dieser kritischen Zeit ein, weil es an einer sachgemäßen Pflege mangelt. Der günstigste Platz für die Zimmerpflanzen ist um diese Zeit ein nach Süden gelegenes Fenster. Das ist natürlich nicht in allen Fällen zu haben, da muß man sich dann eben mit den anderen Fenstern behelfen und ist gezwungen, umsomehr aufzupassen.

Die Pflanzen beenden ihre Vegetation nicht plötzlich, um sofort in die Ruhe einzutreten, sondern der Uebergang vollzieht sich ganz allmählich. Demgemäß ist auch die Nahrungszufuhr nach und nach einzuschränken. In warmen Herbsttagen wird für gewöhnlich zunächst noch täglich Wasser verabfolgt werden müssen, später wird das Gießen nur alle zwei, drei Tage erforderlich sein. Je weniger schnell die Erde im Topfe austrocknet, um so weniger oft ist das Wasser notwendig. Die Zimmerluft pflegt im allgemeinen trocken zu sein, das behagt den Pflanzen nicht recht. Deshalb muß man, solange es die Witterung irgend erlaubt, das Fenster öffnen, denn die Außenluft ist reich an Feuchtigkeit. Sobald jedoch das Fenster tagelang geschlossen bleiben muß, lieben die Pflanzen ein leichtes Ueberbrausen mit nicht zu kaltem Wasser. Bei Pflanzen mit harten Blättern, wie Palmen, ist ein wöchentliches Abwaschen dringend anzuraten, da auf diese Weise der Staub beseitigt wird; der Staub ist ein arger Feind der Pflanzen, da er die Atmungsorgane derselben verstopft. Die große Mehrzahl der Zimmerpflanzen beansprucht im Winter keine große Wärme, und darum können sie im geheizten Zimmer immer vor dem Fenster stehen bleiben, doch

wird es gut sein, wenn während kalter Nächte zwischen den Pflanzen und der Fensterscheibe eine dicke Pappe aufgestellt wird. Im Notfall tun etliche Bogen Papier dieselben Dienste. Die Erde in den Töpfen darf nie gefrieren; wo also eine solche Gefahr vorhanden ist, da müssen die Pflanzen über Nacht vom Fenster fortgestellt werden, aber ja nicht in die Nähe des geheizten Ofens, denn die Pflanze liebt große Temperaturunterschiede ebensowenig wie wir Menschen.

Bergleich auch alle im Herbst und Winter blühenden Pflanzen, wie Alpenveilchen, Chineser-Primel, Beilchen, Hyazinthen, Tulpen, Azaleen und andere mehr, die Wärme besser vertragen können als die Blattpflanzen, so erhalten auch sie ihren Platz an dem kühleren Fenster, weil hier ihre Schönheit eine länger andauernde ist als an irgend einer wärmeren Stelle des Zimmers. Die Wärme läßt die Blumen schneller verblühen. Bei einigem Geschick kann man im Winter manche Pflanze im Zimmer zur Blüte bringen, die sonst im Sommer zu blühen pflügt. So z. B. Fuchsien, Geranien, Lobelien; notwendig ist, daß diese Pflanzen im Herbst so schnell wie möglich zur Ruhe kommen, d. h. man entzieht den Pflanzen so schnell es nur geht, das Wasser und hält sie recht kühl, aber doch frostfrei. Im Dezember gewöhnt man die Pflanzen nach und nach wieder an Wärme, nachdem man die Zweige um die Hälfte gekürzt hat. Im geheizten Wohnzimmer wird fleißiges Ueberbrausen mit leicht angewärmtem Wasser dann bald junges Grün und schließlich auch Blumen hervorbringen lassen. Solche selbst getriebenen Blumen bringen sicherlich mehr Freude ins Heim, als die, welche man beim Gärtner oder in der Markthalle ersteht. —

k. In den Eisregionen des Südpolarlandes. Aus London wird berichtet: In zwei prächtigen Bänden, die unter dem Titel „The Voyage of the Discovery“ soeben erschienen sind, erzählt der Leiter der englischen Südpolarexpedition Kapitän N. J. Scott die Geschichte seiner Reise. Kein Gebiet der Erde bietet so viel Schrecken und ist so unangenehm wie die Südpolarländer und Meere. Die See ist stürmisch erregt, wenn sie nicht voller Packeis ist; das bergige Land erhebt sich in großen düsteren Ketten, die die Höhe der Alpen erreichen. Hinter ihnen erstreckt sich endlos ein hohes, monotones, düsteres Tafelland von 9000 Fuß Höhe, das mit Schnee und Eis bedeckt und ständig von stürmischen Winden heimgesucht wird. Im Winter fiel hier das Thermometer auf — 56 Grad Celsius oder noch tiefer, denn als diese Temperatur erreicht war, zerbrach es. Monatslang herrschte hier die Nacht eines sonnenlosen Winters, nur der veränderliche Glanz eines Vulkans oder das seltsame Glänzen des Nordlichts erhellt bisweilen die Dunkelheit. Als Standplatz für den englischen Angriff auf die Südpolarländer wurde das vor 60 Jahren von Cook entdeckte Victoria-Land gewählt, und Scott erhielt den Auftrag, hinter die von Ross gefundenen Eiswälder zu bringen und zu versuchen, möglichst durch die Bergkette einen Weg westlich in die Nähe des magnetischen Südpols zu finden. Im August 1901 brach Scott auf und Anfang 1904 kehrte er wieder zurück; er verbrachte also mehr als zwei Jahre in der Antarktis. In dieser Zeit unternahm er zwei große Schlittenreisen, eine nach Süden und die andere in das unbekannte Land hinter den Bergen, und entdeckte ein bis jetzt unbekanntes Land oder eine Insel. Die Teilnehmer an den Schlittenreisen mußten Tag für Tag ihren Weg bei schneidenden Wizzards machen; schwere Lasten ziehen, und dabei waren sie auf ein Mindestmaß von Nahrungsmitteln angewiesen, hatten nachts keine Ruhe, waren ständig der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt, litten unter der Schneeblindheit und mußten immer befürchten, in eine Spalte zu fallen oder von stürmischem Wetter überrascht zu werden. Nicht nur lauerte ständig im Hintergrund das Gefühl von einer drohenden schweren Gefahr, auch jede Einzelheit des täglichen Lebens war schmerzhaft und unbequem. Schlaf fanden sie in diesen schrecklichen Tagen wenig, für drei zusammen gab es nur einen Schlaffad, wozu wurden sie nur durch ständige Bewegung. Bei der größten Schlittenreise legte Scott 960 englische Meilen in 93 Tagen zurück, und er näherte sich dem Südpol weiter als alle Forscher vor ihm. Auf dem Eise des großen Eiswalles drang er in eine völlig unbekannte Gegend, bis ihn Mangel an Nahrung und Erschöpfung zwangen, Ende Dezember 1903 umzukehren. Nach Süden hin sah er, daß die lange Bergkette, zu der parallel er vorgebrungen war, sich anscheinend unendlich weit erstreckte. In der Ferne erhob sich ein 10 000 Fuß hoher Berg, den er Longstaff taufte. Jenseits wieder sieht sich ein Gebirgsland fast 50 Meilen fort. „Mount Longstaff wird durch das Zusammenstreifen zweier langer und ziemlich regelmäßig schräger Flächen gebildet. Ueber den westlichen Grat kann man zwei neue Spizen sehen, die beträchtlich südlich liegen müssen, und jenseits des östlichen Kaps belamen wir flüchtig eine ausgedehnte Küstenlinie zu sehen; das Land wird durch Luftspiegelung sichtbar und erscheint in kleinen weißen Flecken gegen einen blauen Himmel.“ In größerer Nähe erhob sich bis zu 15 000 Fuß der Gipfel des Mount Marham mit ausgedehnten Schneefeldern, ein Anblick von unaussprechlicher Großartigkeit. Die zweite große Schlittenreise von 59 Tagen und 725 englischen Meilen wurde nach dem zweiten Winter im Süden durch die Bergkette westlich gemacht; sie hatte den Zweck, das Innere des Victoria-Landes zu erforschen. Die Gesellschaft mußte ihren Weg über einen großen Gletscher nehmen, der durch das Herz der Berge zu dem Lande jenseits führte. Man hoffte, daß diese Reise neue Naturwunder erschließen würde, aber, das Land hinter den Bergen war ein fortlaufendes Tafelland von 9000 Fuß Höhe, in dem ein schreck-

liches Wetter herrschte. Sieben ganze Tage wurden Scott und seine Leute durch einen furchtbaren Sturm in ihren Zelten festgehalten bei einer Temperatur von — 30 Grad Celsius. Schließlich sank ihnen doch der Mut und ihre Gesundheit schien bedroht. Als sie umkehrten, lag vor ihnen noch weit hin das schreckliche Plateau. „Der Schauplatz um uns ist derselbe, wie wir ihn schon manchen Tag gesehen haben, so wild und öde, daß man auf trübe Gedanken kommen muß. . . Wir sehen nur einige Meilen Schnee, der von einem weiten welligen Horizont begrenzt ist, aber wir wissen, daß jenseits des Horizonts Hunderte und selbst Tausende von Meilen liegen, die dem müden Auge keine Abwechslung bieten, daß auf der weiten Fläche kein Baum, kein Strauch, noch ein anderes lebendes Wesen, nicht einmal lebloser Fels ist, nur diese schreckliche, grenzenlose Schneefläche. Das ist seit unzähligen Jahren so gewesen und wird weitere unzählige Jahre so sein.“ Auf dem Rückweg wurde es so dunkel, daß das Vordringen schwierig wurde, und gleichzeitig wurde die Oberfläche des Schnees schlecht. Es ging nur langsam vorwärts, und die schnell abnehmenden Vorräte zeigten ihnen, daß sie einen Wettlauf mit dem Tode machten. Dabei glitten alle drei auf einem steilen Eisabhang aus und fielen in die Tiefe, wobei sie schlimme Quetschungen auf dem harten Schnee davontrugen. Aber der Fall war ein Glück für sie, denn sie hatten den Weg verloren und gelangten dadurch zu einem Punkte, den sie kannten, was sie vielleicht vor einem schrecklichen Schicksal rettete. An demselben Tage hatten sie ein noch gefährlicheres Abenteuer, Scott und ein anderer traten ins Leere und verschwanden dem Blick. „Ich erinnere mich an gar nichts“, schreibt der Befrager, „bis ich schwankend mich am Ende eines Weges fand mit blauen Wänden an den Seiten und einem schrecklich aussehenden Abgrund in der Tiefe; große Eiskristalle, die sich durch unsere Bewegungen gelöst hatten, ergossen sich weiter über unsere Köpfe.“ Es blieb ihnen nur der Ausweg, aus diesem Abgrund heraufzuklettern; denn das dritte Mitglied der Gesellschaft, das nicht gefallen war, konnte unmöglich die beiden anderen heraufziehen. Das Klettern wurde noch dadurch besonders gefährlich, daß die Hände erfroren und weiß wurden; aber sie entgingen wieder dem anscheinend sicheren Tode. . . . —

Humoristisches.

- Ein guter Kerl. . . . Also weil Du den Huber beschimpft hast, wurdest Du zu zwanzig Mark Strafe verurteilt? . . . Ja, woher hast Du denn die genommen?“
- „Der Huber hat sie mir gepumpt!“ —
- Sicherer Beweis. Fremder: „Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie das hiesige Bad wirklich für so heilkräftig, daß der Fremdenzuspruch gerechtfertigt ist?“
- Einheimischer: „Ja, das Bad ist nicht schlecht! Voriges Jahr hat's sogar einmal ein Einheimischer verjagt!“ —
- Lakonisch. „Warum raucht Ihr denn so? . . . Was habt Ihr denn miteinander gehabt?“
- „Döselbe Dindl!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

- Arthur Schnitzlers neue Komödie „Ein Zwischenstück“ brachte es bei der ersten Aufführung im Wiener Burgtheater zu seinem vollen Erfolg. —
- Für „Monna Vanna“ haben deutsche Bühnen in etwa zwei Jahren 800 000 Francs Lantienmen bezahlt. —
- Der berühmte englische Schauspieler Henry Irving ist gestorben. —
- „Bruder Lustig“, Siegfried Wagners neue Oper, errang bei der Aufführung im Stadttheater zu Hamburg einen großen äußeren Erfolg. —
- In den technischen Hochschulen Deutschlands waren in diesem Sommer 100 Damen als Hörerinnen zugelassen, und zwar 25 in Braunschweig, 21 in Stuttgart, 19 in Berlin, 13 in Darmstadt, 10 in München, 5 in Hannover, 4 in Dresden und 3 in Karlsruhe. —
- Die Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde beschloß in ihrer letzten Sitzung die Herausgabe der „Cahiers de doléance“. Es sind dies die Beschwerdenchriften, welche im Jahre 1789 in allen Ortschaften, Distrikten, Körperschaften, Zünften usw. an die französische Nationalversammlung über die bestehenden Zustände gerichtet wurden. Es dürfte das erstmal sein, daß derartige Material an die Öffentlichkeit kommt. Die Wichtigkeit der Publikation für die Geschichte der Revolutionszeit liegt auf der Hand; insbesondere wird die soziale Lage vor der Revolution in ein helles Licht gerückt werden. —
- Im Jahre 1900 gab es auf der ganzen Erde annähernd 93 Millionen Pferde; auf Europa kamen davon 38 Millionen. —
- Für die mineralogische Sammlung der Universität Kiel hat Professor Dr. A. Brauns einen ungewöhnlich großen Saphirkristall von Ceylon erworben, der, nach dem „Zentralblatt für Mineralogie“, 1500 Gr. schwer und 9 Zentimeter hoch ist. Der größte Durchmesser auf der Basis beträgt 10,8 Zentimeter. Der Kristall ist trüb und undurchsichtig. Seine Farbe ist außen blau, innen gelblichweiß. —